

dass der gemeinsame Rückzug der Schwestern nicht mehr möglich war. Die Ältere redet nach wie vor nicht, spielt aber mit den anderen und wird immer einbezogen.

Am Schluss höre ich die verblüffende Nachricht: Frau R. ist wieder

schwanger, und zwar von ihrem Freund.

Welche Bedeutung hat nun diese Schwangerschaft? Ist es wieder ein Kind des Familienauftrags? Oder ist es das erste eigene Kind dieser jungen Frau?

gation“ motiviert sein? Schließlich ist nicht nur der Rückzug auf das Bett erklärungsbedürftig, vielmehr ist die überraschende Bereitschaft, die mit „Familienbett“ beschriebene Lebenskonstruktion aufzugeben. Die erneute Schwangerschaft stellt gleichermaßen ein Deutungsproblem.

Rekonstruieren wir also die vorliegende Familienkonstellation. Hier fällt eine Reihe von Merkmalen auf:

- die Lebensführung in der Nähe der eigenen Herkunftsfamilie der Mutter;
- die Namenskontinuität mit dem Namen des Vaters von Frau R., des Großvaters der Kinder. Zumindest in dem Sozialmilieu, mit dem wir es hier offenkundig zu tun haben – nicht akademisch gebildete Personen in einer ökonomisch eingeschränkten Lebenssituation –, ist es ungewöhnlich, wenn eine Frau bei ihrer Eheschließung nicht den Namen ihres Mannes übernimmt;
- dies ist es erst recht dann, wenn in dieser Ehe 5 Kinder geboren werden, jedenfalls eine Familiengründung normativ vertreten wird.
- Schließlich überraschen die Auflösung des regressiven Arrangements sowie die neue Partnerschaft der Mutter, verbunden mit einer neuen Schwangerschaft.

Ein Schlüssel zum Verständnis dieser fallspezifischen Merkmale liefert der ungebrochene „Familiengründungsoptimismus“, der gegen die drückende Last der Lebensumstände – es handelt sich um eine Familie am unteren Ende der sozialen Schichthierarchie – wirksam wird. Dieser Optimismus, der stets als ein leibhaftig gewordener Optimismus des Elternpaares zu verstehen ist, scheint zunächst milieukonform: Man versichert sich in Gestalt der hohen Kinderzahl und gegen die Evidenz zu meist bedrückender materieller Lebensbedingungen der Zuversicht und des Zusammenhalts. Allerdings, und hier weicht die Familie von der Typik derartiger großfamiliärer Solidaritätsformen ab, gelingt es den Eltern nicht, die Zuversicht als eine tragende Grundlage der neu gegründeten Familie wirksam werden zu lassen. Sie wird kommunikativ nicht vollzogen. Die Kontinuität im Namen liefert dazu vielleicht einen Schlüssel. Im Sozial-

Kommentar

Tilman Allert

Die Autorin hat die Stichworte der Deutung genannt und die Sinnschichten offen gelegt, in denen sich der hier dargestellte Fall bewegt: Nicht Autonomie, sondern Autarkie scheint das Prinzip der Lebensführung. Die Familie R. lebt in einem Kosmos, in dem die kommunikative Präsenz vergangener Beziehungen zu geliebten Personen, in diesem Fall der eigenen Eltern, die Autonomie der Kleinfamilie und die dazugehörige Selbstbestimmtheit des Elternpaares folgenreich zu unterlaufen scheint. Der leibnahe Rückzug auf das Bett wird das „kleinste gemeinschaftliche Vielfache“, auf das die Familienmitglieder sich ohne Not beziehen können. Dessen hoher Preis ist von den Kindern als den schwächsten Gliedern des Gefüges zu zahlen; sein äußerer Ausdruck ist die umfassende Geheimtheit in sprachlicher und sozialer Hinsicht geworden.

Dies der allgemeine Eindruck, den die Familie – aufgrund der hier zugrunde gelegten und aus der Perspektive einer sozialwissenschaftlichen Rekonstruktion eingeschränkten Datenbasis – hinterlässt. In sozialwissenschaftlicher Hinsicht, die gegenüber dem professionellen Handeln in Beratung und Supervision den Vorzug der Handlungsentlastung hat, ist genauer zu bestimmen, *wie* das Generationenverhältnis verschoben ist, *wessen* Vergangenheit inszeniert wird und *wer* welche dynamische Funktion dabei übernimmt. Fragen dieser Art, die, wie erwähnt, Fragen aus wissenschaftlicher Perspektive sind, zu beantworten setzt zum einen eine methodisch sorgfältige Rekonstruktion der Fami-

lienkonstellation voraus und verlangt die analytische Durchdringung der Metaphorik.

Ich fange mit Letzterem an. Metaphern überzeugen stets nur auf den ersten Blick. Die familientherapeutische wie supervisorische Technik, die dem vorliegenden Fallbericht zugrunde liegt, hat ein „Anrecht“ auf Metaphorik, schließlich liefert sie für das Gespräch mit dem Klienten einen Weg, die Determiniertheit, Vorgeschichte wie Funktion eines Symptoms anschaulich zu machen. Metaphorik ist hingegen eher Vorstufe zum Verstehen, reichhaltig zwar, aber doch nur bildhaft vergleichend. Zwar lösen die Bilder vom „Uterus“, von der „Gruft“ und vom „Ghetto“ anschauliche Assoziationen aus, sie bleiben hingegen in ihrer Genese wie ihrer jeweiligen Funktionsbedeutung für die Einzelperson unterbestimmt. Dass die Verstorbenen der Familie eine Präsenz führten, wenn ihr Verlust nicht angemessen betrauert worden sei, dass demnach das Schweigen der 5 Kinder eine affektive Nähe zum Lebensschicksal der verfolgten Urgroßmutter zum Ausdruck bringe, ist *eine* Lesart. Sie ist jedoch voraussetzungsvoll und nicht die einzig mögliche. Darüber hinaus bleibt offen, wie im aktuellen Kommunikationsgeschehen der Familie diese Nähe erzeugt wird. Es kommt hinzu, dass aus den Daten nicht hervorgeht, dass das Schicksal der Urgroßmutter verschwiegen worden sei.

Ob die Präferenz für das Bett als Aufenthaltsort auf eine gedachte Kontinuität zur Leidensgeschichte der Urgroßmutter schließen lässt, ist also durchaus nicht so plausibel, wie es die von der Autorin herangezogene Metaphorik suggeriert. Wie soll die „Dele-

milieu der unteren sozialen Schicht bei der Heirat nicht den Namen des Mannes zu übernehmen lässt vermuten, dass die Mutter – wie ihre Schwester – sich aus dem Solidarzusammenhang der eigenen Familie nicht gelöst hat, psychisch mithin in der Dynamik des Eltern-Großeltern-Verhältnisses „beheimatet“ ist. Dies überrascht umso mehr, als die hohe Kinderzahl gerade darauf schließen lässt, dass der Wunsch, eine Familie zu gründen, vorhanden war. Über die Schwester ist wenig bekannt, aber deutlich ist bei beiden Schwestern das Vermeiden der „Neolokalität“. Sie verbleiben im räumlich kommunikativen Horizont der durch die Mutter (der Großmutter der Kinder) und ihren Laden verkörperten Herkunftsfamilie eine Familie, in der der traumatisierte Vater eine nicht weiter konturierte Bedeutung einnimmt.

Gegenüber der Deutung der Autorin, die Kinder hätten die „vernichteten“ Familiennahmen zu repräsentieren, das Familienbett symbolisiere eine Geborgenheit gegen die feindliche Außenwelt, und gegen die Deutung, man habe es mit einer „Geschwisterschar“ zu tun, „in der die älteren fürsorglich für die jüngeren da sind“, drängt sich aus distanzierter Betrachtung eine konkurrierende Lesart des Arrangements auf. Dieser zufolge bedeutet das Bett Kontrolle und Verweigerung des Außenkontaktes. Die Kinder werden in die Sinnstruktur des großväterlichen Lebensentwurfs gerückt, sie werden versteckt und umhergereicht. Die diffusen Erfahrungen leiblicher Nähe erscheinen demnach als Ausdruck der *Verweigerung* von Zuneigung und nicht etwa als einer der leiblichen Anschaulichkeit von Zuneigung. Gerade gegen den Anschein einer räumlichen Nähe, die Intimität suggeriert, repräsentiert demnach das Bett einen Raum hoher Kommunikationsdistanz, in dem man sich unvermittelt und erratisch begegnet. Grund dafür ist, dass die Zugehörigkeit zu einer Familie nicht konstituiert ist. Diese Lesart ist mit der Deutung der Autorin verträglich. Die Familienidentität scheint reduziert auf die Evidenz von Zeugungskraft und Gebärfähigkeit: „Kinder sind doch wat Wunderbares. Ich könnte immerzu welche kriegen, je mehr, desto besser.“

Die Gebärfreude ist hingegen durch die Paarbeziehung mit dem Erzeuger der Kinder nicht vermittelt. Vielmehr scheint sie in ihrer psychischen Wertigkeit auf die Beziehung zum eigenen Vater ausgerichtet. Dessen Erfahrung von Lebensverneinung wird die Gebärfreude als Trost entgegengesetzt. Es ist der Vater von Frau R., dem die Kinder geboren werden. Seine Tochter trägt seinen Namen und nicht den der Familie, die sie mit ihrem Partner gegründet hat.

Mehr noch: Der erste Einfall in der narrativen Passage „Und nun hat er 10 Enkel“ deckt eine weitere Sinnschicht auf, nach der die Mutterschaft die jeweils eigene Partnerschaft überspringt und beide Schwestern aneinander bindet.

Dieser Lesart folgend, scheinen beide Schwestern dem gedemütigten Vater, der in seiner Lebensgeschichte Anomie und Leid, „Sodom und Gomorra“ durchlitten hat, mit ihren eigenen Kindern einen Vitalitätsbeweis darbringen zu wollen. Sie wollen demnach den Erfahrungsbruch – vermutlich das Nichtverlassenkönnen auf eine Familiensolidarität – korrigieren, mit dem seine Lebensgeschichte überschattet ist.

Rückt man beide Töchter des kulturell wie psychisch heimatlosen Vaters in die Betrachtung ein und nimmt man die räumliche Nähe zur Mutter und zugleich die Parallelität in der Gebärfreudigkeit hinzu, so drängt sich ein anderes Bild auf. Die Konstellation erinnert – wieder in Form einer Metapher – an Lot und seine Töchter. Diese Metapher lässt sich jedoch ohne weiteres analytisch aufschlüsseln: Demnach handelt es sich um eine Familienkonstellation, für die gleichermaßen die extreme soziale Schließung, der Verzicht auf Sozialkontakte und das Sichzurückziehen auf die schlichte Sorge um die Kontinuität des Stammes charakteristisch sind. Hinweise darauf sind die Schwierigkeiten des ersten Kindes beim Schulbesuch, die Distanz der Mutter zu modernen Institutionen der Beratung, natürlich auch die Stummheit der Kinder. Das Schweigen der Kinder wäre demnach nicht eine Art verleiblichte Totenehrung (so die Autorin), sondern würde durch mütterliche Abwesenheit erzeugt, und die Mutter würde dem-

nach dem Gebot folgen, die inzestuöse Beziehung, die sie psychisch mit ihrem Vater, dem Großvater der Kinder, eingeht, zu verschweigen.

Natürlich ist hier nicht der faktische Inzest gemeint. Es handelt sich vielmehr um einen kommunikativ inszenierten Inzest, der dadurch entsteht, dass die Mutter sich allein auf eine leibliche Präsenz zurückzieht und so ihren Kindern die Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung verweigert. Sie lebt sozusagen woanders, in einer Lebenswelt ihrer Mädchenzeit. Wenn es jedoch, wiederum dieser Deutung folgend, ausschließlich auf die Demonstration einer durch die Geburt von Kindern veranschaulichten Vitalität ankommt, dann ist in der Tat stets nur das nächste Geborene von Bedeutung. Die Individuation der vorher geborenen Kinder bleibt dann außerhalb der Verantwortung des eigenen Bemühens, zumal diese als „Geschenk“ der eigenen Paarbeziehung nicht empfangen wurden.

Aber es kommt kehrseitig zu dieser Demonstration von Lebenskraft zur Erhaltung dieser Sinnstruktur auch darauf an, dass die Geburtenreihenfolge nicht unterbrochen wird. Dem zufolge haben wir im Familienbett nicht Geschwister vor uns, sondern eine Sammlung von Botschaftern, die sich durch jeden Neuankömmling bedroht fühlen müssen und die sich durch das Bett gerade das Gegenteil von dem suggerieren, was innerpsychisch ein Rivalität und unvermittelter Konkurrenz entstanden ist.

Unter diesen Bedingungen erhöhter Immobilität ermöglicht die genitale Sexualität einen Ausbruch. Diese ist das Privileg der Mutter, die Kinder verfügen qua Entwicklungsstand darüber nicht. Von daher wäre motiviert, dass die Mutter – sich selbst über ihren Schritt wundernd – eine neue Partnerschaft aufnimmt. Sie tut dies zum einen möglicherweise zu einem familiengeschichtlichen Zeitpunkt, in dem durch die Geschlechtsreife des 13-jährigen Sohnes ein manifester Inzest objektiv in den Raum von Handlungsmöglichkeiten einrückt, und zum anderen relativ gleichgültig gegenüber dem sozialen Status und der Frage nach der Verlässlichkeit des neuen Partners. Von diesem wird berichtet, dass er arbeits-

los, invalid und Alkoholiker sei und dass er seinerseits 2 Kinder in die Beziehung mitbringe.

Gegenüber dem Vater der 5 Kinder untreu zu sein, bei dem neuen Partner – zumindest im Hinblick auf eine Familienverantwortung – nicht wählerisch zu sein, würde sinnlogisch an die Konstanz einer fantasierten Liebesbeziehung zum eigenen Vater anschließen. Triadisch gedacht, würde diese mit einem Protest gegen eine als mangelhaft empfundene affektive Solidarität der Mutter zu ihrem Mann einhergehen.

Die Frage, ob die neue Schwangerschaft als Fortsetzung der Familienfantasie zu verstehen ist oder den Beginn einer Paarkonstitution dokumentiert, ist schwer zu beantworten. In meiner Wahrnehmung spricht einiges für die „Treue zu Lot“. Wenigstens lässt das eigene Staunen über das plötzliche Auflösen der Beziehung zum Vater der 5 Kinder, obwohl dieser dafür keinen Anlass gibt („kein Alkohol, keine Frauen“), den Schluss zu, dass ein sozial akzeptables, legitimes Motiv nicht benannt werden kann. Im Sinne dieser Deutung kann man den Hinweis auf den – wie die Klientin berichtet – offenbar leichten Verzicht auf das Familienbett nicht als Einwand gegen die vorgetragene Deutung verstehen, sondern als Bestätigung der Hypothese einer Familienstruktur, für die die nicht vollzogene Neolokalität, mithin der Verbleib im „extended family system“ die schlüssige Formel liefert.

Was folgt aus dem vorliegenden Fall theoretisch?

- Die Kommunikation in einem Familiensystem bildet zum einen die entscheidende sozialisatorische Grundlage für die Entwicklungschancen und die konkrete Ausdrucksgestalt des kindlichen Bildungsprozesses. Des Weiteren ist daran zu erinnern, dass in Familien die Kommunikation der Personen untereinander ganzheitlich ausgerichtet ist. Über die dauerhafte Vergegenwärtigung der Elterngeneration enthält diese Kommunikation eine Dimension, die 3 Generationen einschließt. Die typische Gegenwarts-

familie ist zwar nominell ein Zweigenerationengefüge, faktisch und dynamisch bewegen sich die Beziehungen aber in einem Kinder-Eltern-Großeltern-Gefüge. Dies findet entweder durch tatsächliche Solidarleistungen der noch lebenden Großeltern einen anschaulich Ausdruck, und/oder die Großeltern sind vorhanden in Form von inneren Bildern, die sich spätestens bei der Geburt von Kindern, also dann, wenn die Kinder selbst Eltern werden, Durchbruch verschaffen. Die Dreigenerationenperspektive sollte auch systematisch in der Theorie der Familie berücksichtigt werden (in wichtigen Strömungen der systemischen Familientherapie ist dies schon immer der Fall). Die Geburt eines Kindes, so die Einsicht des Strukturalismus, ist eine Gabe innerhalb der elterlichen Dyade und zugleich eine Gabe an die Mutter der Mutter.

- Familien kommunizieren in einem triadischen Kommunikationsraum. Darüber besteht mittlerweile über alle theoretischen Lager hinweg Konsens. Dass diese triadische Logik 3 Generationen einschließt und so die Bindungskomplexität erhöht, zeigt der vorliegende Fall deutlich. Allerdings ist dies kein Phänomen des Einzelfalls, sondern gilt allgemein. Die *Anwesenheit von Abwesenden* gerät nur dem aus dem Blick, für den die Kleinfamilie als die typische Gegenwartskonstellation gilt. Dieser Täuschung unterliegt nicht nur die Familiensoziologie, sie bestimmt inzwischen auch weit verbreitete kulturelle Deutungsmuster. Durch den Umstand, dass in der modernen Gesellschaft in der Regel die Eheschließung und Familiengründung mit der Neolokalität, also dem Wechsel der Residenz verbunden ist, wird die dynamische Wirkung intergenerationaler Bindungen zumeist unterschätzt. Es sind nicht zufällig familientherapeutische Professionen, die auf das „Spektakel ungebetener Gäste“ aus der nicht mehr bewussten Familiengeschichte aufmerksam machen.

Indirekt sieht man im übrigen an diesem Fall auch, dass die *Kleinfamilie und die Autonomie des Paares* als deren zentraler Kommunikationsachse

nicht etwa ein statistisches Aggregat bezeichnet, auch nicht ein historisch obsoletes Relikt aus der bürgerlichen Zeit, vielmehr, dass die Kleinfamilie im psychodynamischen Sinn ein utopisches, bei jeder Familiengründung jeweils kommunikativ einzurichtendes Projekt darstellt.

- Einschränkend sollte man jedoch die in dem vorgestellten Fall wirksame Überlagerung dreier Generationen nicht umstandslos als Defizit werten und – kühn assoziierend – auf die Suche nach „Unerledigtem“ aus der Vorzeit der Partnerschaft gehen (in dieser Gefahr steht die Autorin). Denn: Für die Kommunikationswirkung ausschlaggebend ist die Frage, ob und inwieweit es der Paarbeziehung gelingt, sich gegen und im Horizont der internalisierten Bindungen an ihre jeweiligen Herkunftsfamilien als eine autonome Liebesbeziehung eigener Ausdrucksqualität nicht nur zu verstehen, sondern auch zu entwickeln. Dass dies geschieht, ist heutzutage ohnehin zu erwarten, weil diese Entwicklung jeder Paarbeziehung normativ eingeschrieben ist. Familienbeziehungen, so kann man allgemein formulieren, gehen dann ihrer sozialisatorischen Kapazität verlustig und rücken in pathologisierende, mehrere Generationen übergreifende Verflechtungen ein, wenn die Paarbeziehung affektiv verblasst. Dann werden gleichsam alte „Lieben“ reaktiviert, und der „Tanz des Paares“ (Welter-Enderlin) findet auf einem Maskenball mit fantasierten heimlichen Liebesobjekten statt. Problematisch werden derartige Konstellationen dann, wenn und nachdem es zur Familiengründung gekommen ist und die normativ wie faktisch geforderte Elternfunktion von fantasierten Beziehungen zu früheren Generationen überlagert ist. Die kommunikative Präsenz in Partnerschaft und Eltern-Kind-Beziehung bekommt es in solchen Fällen folgenreich mit weiteren „Dritten“ zu tun.¹

¹Siehe dazu Allert T (1998) Die Familie. Fallstudien zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform. de Gruyter, Berlin New York; im Hinblick auf den hier kommentierten Fall siehe das Kapitel 3.4: „Rückzug in die Autarkie“